

# Natur und Grenzen im Bündnerland : eine geographische Skizze

Autor(en): **Kirchgraber, Richard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubünden**

Band (Jahr): **64 (1924-1926)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595008>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

---

# NATUR UND GRENZEN IM BÜNDNERLAND.

EINE GEOGRAPHISCHE SKIZZE.

VON RICHARD KIRCHGRABER, ZÜRICH.

Zweierlei ist bei der Grenzgebung wirksam, einerseits der Mensch als politisches, soziales, kulturelles Wesen, andererseits die Natur als sein Lebensraum. Begreiflicherweise wird je nach Lage und Beschaffenheit dieser Lebensraum von größerem oder geringerem Einfluß sein, und außerdem wird bei der Resultante dieses Kräftespiels auch die Kulturhöhe des Menschen stark ins Gewicht fallen.

Die vorliegende Skizze wird sich mit den äußeren und inneren Grenzen des Bündnerlandes befassen, indem sie versucht, auf die mannigfaltigen Einflüsse hinzuweisen, die die Landesnatur auf diese Grenzen gewonnen hat. Es werden uns dabei als grenzummessene und Grenzen schaffende Gemeinwesen begegnen: zunächst der Kanton als die vereinigte Demokratie der aus dem Zusammenschluß der Talschaftsverbände hervorgegangenen Bünde und sodann diese Talschaftsverbände selbst als die in den Tälern nach Art der Markgenossenschaften entstandenen, im Verlaufe der Geschichte aber immer mehr in kleinere selbständige Partikel sich spaltenden Verbände.

## Die Kantonsgrenzen.

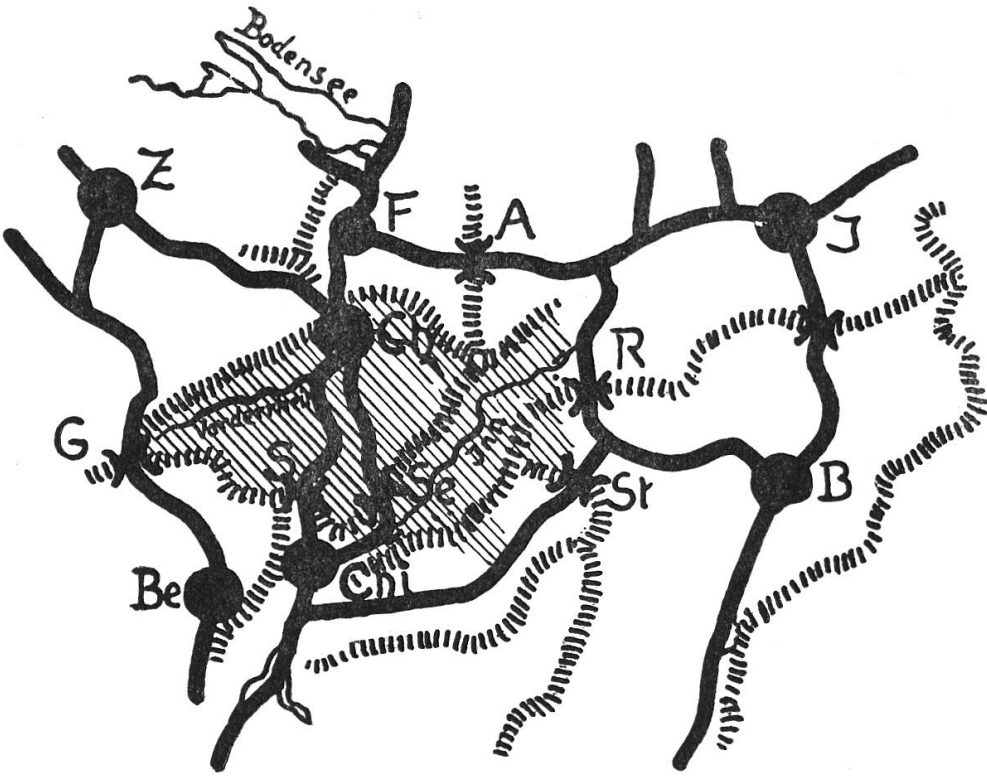
Das nebenstehende Kärtchen gibt eine Übersicht über Lage und Gestalt des Kantons und die für diesen daraus sich ergebenden entscheidenden kulturgeographischen Beziehungen. Rhein- und Etschtal führen in der Mitte der Erstreckung der Alpen meridional als starke Stämme ins Alpen-

innere. Dort verzweigen sie sich weit und baumartig und geleiten mit einzelnen dieser Verzweigungen zu hervorragend günstigen Pässen, das System des Rheins zum Splügen und Septimer, das der Etsch zum Brenner und zur Reschenscheideck. Die Splügen- und Septimerroute weicht vom Bodensee bis zur Poebene kaum von der Geraden ab, die Route über den Brenner passiert als Maximum 1370 m ü. M., die über Reschenscheideck 1500 m. In dieses System von querziehenden Pässen und Tälern spielen zwei große Diagonalen herein, das Inntal und die an der Bifurkation bei Sargans anschließende Walensee-Zürichseerinne.

(Siehe nebenstehende Karte.)

Mit diesen natürlichen Anlagen der in Rede stehenden Gebiete ist der in Gebirgslandschaften so häufige Dualismus in der kulturgeographischen Eignung in ganz seltenem Maße gegeben. Ein Gebirgsabschnitt solcher Gestalt hat ebenso sehr die eine Fähigkeit, kleine, selbständige, regsame Gebirgsstaaten zu schaffen und zu beherbergen, wie die andere, der Ausdehnung des wirtschaftlichen und politischen Machtbereiches großer Nachbarn von hüben und drüben als Spitzenstellung bei deren Vorstoß über das Gebirge hinweg und, wenn dieser Vorstoß erfolgreich gewesen, als Verbindungssicherung zu dienen.

Auf diesen wirkungsstarken, eigenartigen natürlichen Anlagen ist es denn auch zur Ausbildung eines in seiner Art ebenso ausgezeichneten Systems von kulturgeographischen Kraftlinien und Kraftzentren gekommen, die ihrerseits von dem stärksten Einfluß auf die Grenzgestaltung gewesen sind. Kärtchen S. 96 versucht dies zur Anschauung zu bringen. Als die Stelle der größten kulturgeographischen Aktivität hebt **die Pforte im Norden** sich heraus. Hier, hart hinter dieser Pforte liegt Chur, die Hauptstadt des Landes, an der Stelle, wo das Rheintal eben noch die letzte Paßroute von Bedeutung, die Straße über die Lenzerheide, aufnimmt und dann nach Norden zum Durchbruch der gewaltigen nördlichen Stammkette sich wendet, welche vom Tödi her sich zieht und im Rätikon weit nach Osten zur Silvretta sich fortsetzt. In dieser Lage mußte der Stadt die führende Rolle als wirtschaftlicher, administrativer und politischer Schwerpunkt



**Kulturgeographische Kraftlinien und Kraftzentren mit den  
Hauptwasserscheiden.**

Das Gebiet des Kantons Graubünden schraffiert.

Ch	=	Chur	I	=	Innsbruck
Chi	=	Chiavenna	B	=	Bozen
S	=	Splügen	R	=	Reschenscheideck
Se	=	Septimer	St	=	Stilfserjoch
F	=	Feldkirch	G	=	Gotthard
Z	=	Zürich	Be	=	Bellinzona
A	=	Arlberg			

des Landes zufallen. Darüber hinaus aber nahm sie noch eine der ersten, wenn nicht die erste Stelle in der Reihe der nordalpinen Paßstädte ein, da sie den gesamtlichen über die Bündner Pässe gehenden europäischen Nord-Südverkehr vermittelte, der dank der Bifurkation des Rheintales nördlich des Stammkettendurchbruches das größte Einzugsgebiet des ganzen Alpenverkehrs hatte.

Eben mit dieser Bifurkation des Rheintals aber ist für das Bündnerland eine interessante Prädestination seiner Nordgrenze gegeben. Mit dem Niedergang der deutschen imperialistischen Macht des Mittelalters — womit ja erst die Möglichkeit einer Autonomie des Bündnerlandes sich eingestellt hat — setzen in den Alpen und im Alpenvorland kräftige partikularistische Bestrebungen sich durch. Dabei mußten gerade die Längs- und Diagonalverbindungen in den Alpen von Bedeutung werden. Die Diagonale Sargans-Walensee führte weiterhin nach Zürich und damit in ein Gebiet, das damals gerade wegen seiner geographischen Lage der Begründung autonomer Gemeinwesen stark Vorschub leistete. Bei Feldkirch zweigt der Arlbergpaß ab, nur 1800 m hoch, eine verhältnismäßig unschwer gangbare Talwasserscheide. Dieser Paß und dieses Städtchen waren, seitdem das Haus Habsburg in den Besitz der Grafschaft Tirol gelangt war, in den Vordergrund der politischen Interessen dieses Hauses gerückt. Über den Arlberg und Feldkirch und weiterhin über Sargans und den Walensee führte die nächste Verbindung mit seinen Stammländern im Westen. Zu Ende des 14. Jahrhunderts erwirbt Habsburg denn auch das Vorarlberg, und was es weiterhin in der eingeschlagenen Richtung geplant hat, offenbart sich mit aller Deutlichkeit in seinen Kriegen gegen die Schweizer und seiner Einmischung in den alten Zürichkrieg, wo es die endgültige Abspaltung der Stadt Zürich von der Eidgenossenschaft und die Errichtung seiner Hegemonie vom Vorarlberg bis zum Schwarzwald versuchte. Die Eidgenossenschaft holte zum Gegenstoß aus und brachte das Sarganserland und die westliche Hälfte des Rheintals von dort bis zum Bodensee in ihre Hand. Die Wasser des Rheins bildeten hier fortan die Grenze zwischen den beiden Rivalen.

Dieses Stück alpiner Geschichte und die schließliche politische Spaltung des Rheintalstammes längs seines Flusses beleuchtet ebenso scharf den Einfluß der Anschneidung dieses Stammes durch die besprochenen longitudinalen Kraftlinien wie die politische Situation des Bündnerlandes. Mit der Bifurkation des Rheintales beginnt ein politisches Kraftfeld, das von starken longitudinalen Tendenzen erreicht und beherrscht werden konnte, die nur eine starke, auf weite Alpenvorlande sich stützende Macht, wie etwa das Herzogtum Schwaben oder die Reichsgewalt der früheren deutschen Könige im Schach zu halten vermochte. Nie hätte eine im Rahmen des Bündnerlandes bestehende politische Einheit eine Verschiebung ihrer Grenze über die Rheintalbifurkation hinaus aus eigener Kraft tragen können.

Natürlich war auch die bloße Nachbarschaft dieses Spannungsfeldes gefährlich, zumal da hier auch die oben erörterten Durchstoßtendenzen nordsüdlicher Richtung in ganz besonders starkem Maße angezogen werden mußten. Da nun hat die Natur in glücklicher Verknüpfung außergewöhnlicher Umstände dem Bündnerland sich günstig erwiesen. Zehn Kilometer nördlich der Lanquart<sup>1</sup>, die in weniger günstigem Falle auch die Landesgrenze hätte bilden können, liegt die Luziensteig. Hier, keinen Schritt weiter vor noch zurück, war die Landmark zu ziehen, und mit der Erwerbung der Herrschaft Maienfeld haben denn auch 1509 die Bünde hier festen Fuß gefaßt.

Die Straße vom Bodensee folgte bis hierher dem Fuße der Vorarlberger Alpen und passierte auf der Luziensteig den nachträglich durch Bergstürze und Wildbachschutt sattelförmig erhöhten Durchbruch des ehemaligen Ostrheins durch die nördliche Stammkette<sup>2</sup>. Erdrückend hoch und schroff erhebt sich über diesem Defilee einerseits der Westabsturz der Rätikonkette, andererseits steigt, teilweise sehr steil und vielerorten plattig, der Fläscherberg empor. Am jenseitigen Hang dieses Berges ist der jetzige Rhein, von seinen links-

<sup>1</sup> Über die Schreibung Lanquart anstatt Landquart vergl. des Verf. Arbeit „Das Gebiet des ehemaligen Hochgerichtes Vier Dörfer“, Mitt. der Geogr.-Ethnograph. Gesellschaft Zürich, 1921/22, S. 19.

<sup>2</sup> Vergl. Albert Heim, Untersuchungen über den Mechanismus der Gebirgsbildung, Bd. I, S. 321.

seitigen Zuflüssen verdrängt, bis zu seiner Regulierung so hart entlang geflossen, daß dort fast durchweg maximale Böschung und auf große Strecken Felswand auftritt. Das Bett des Rheins war in dieser Gegend von größter Verwilderung und das versumpfte, unsichere, monatelang ungangbare Gelände zu Seiten seiner Rinnsale wohl stellenweise bis zu einem Kilometer breit. In Zusammenhang mit dieser Verwilderung des Talflusses ist denn auch zwischen diesem und den vom Falknis herunterstoßenden Wildbachschuttkegeln das nahezu einen Quadratkilometer große Riet am Nordende des Fläscherberges entstanden, das die ganze Breite des Paßeinganges sperrt und die Straße an den Ansstein, den äußersten Felsvorsprung des Falknishanges, drückt.

Eng an diese ganz hervorragend günstige natürliche Disposition lehnt sich die bündnerische Grenze an. Sie kommt vom Guschagrät über das Mittelhorn und die stotzigen Hänge des Ansstein zum Katharinabrunnen herunter, der Stelle, wo das erwähnte Riet am stärksten bergwärts vorspringt. Von hier an folgt sie dem Südrand des Riets hinüber zum Fläscherberg und zieht über dessen Grat weg hinunter zum Rhein, wo dieser gerade in schärfstem Anprall unmittelbar unter den Felsabstürzen dahinfließt. Die Sicherung vor einem Umgehungsangriffe eines von Norden kommenden Feindes war im Schutze des verwilderten Rheines und des Rätikongrates eine leichte, und ein Frontalangriff konnte mit verhältnismäßig geringen Kräften pariert werden, da ein solcher erst nach der Erzwingung des schmalen Einganges beim Katharinenbrunnen, im eigentlichen Paßdefilee, das Riet im Rücken, sich entwickeln konnte.

Um dieselbe Zeit, da die Bünde hier den Nordeingang ihres Landes gesichert hatten, setzten auch die Unternehmungen zur Ausdehnung ihrer Macht im Süden ein. 1512, in Zusammenhang mit den italienischen Feldzügen der Eidgenossen, erobern sie die Landschaften Chiavenna und Bormio und das zwischen diesen liegende Veltlin. Damals war auch das Gericht Untercalven im Vintschgau noch Bundesglied, so daß auf dieser Seite die Hoheitsgrenze der drei Bünde weit über die heutige Kantongrenze hinausgeschoben war.

Wir befinden uns hier, im Süden des Kantons, in einer jener Gebirgs- und Klimarandzonen erster Ordnung, wo, ganz abgesehen von dem durch Fernbeziehungen veranlaßten Hin und Her der kulturgeographischen Erscheinungen, ein unaufhörliches Schwanken in der kulturellen und politischen Zugehörigkeit von Randteilen besteht. Und dieses Moment solcher Landschaften kommt hier besonders lebhaft zur Auswirkung, indem hüben und drüben die natürliche Veranlagung zur Ausbildung von Kernen des regional typischen Lebens eine große ist und diese Kerne zwar zumeist durch Grenzsäume starker Trennungskraft voneinander geschieden, da und dort aber über günstige Kommunikationen hinweg einander doch sehr nahe stehen. Die Aktionsmomente der Ausdehnung, der Verschiebung von Wirtschafts- und Siedlungsbereich, mußten hier besonders stark genährt, zeitweise hochgespannt und schließlich auf den vorgezeichneten Kommunikationen in ihrer Auslösung gefördert werden.

Einen dieser Kerne bildete das Oberengadin. Es ist ohne Zweifel nach Wohnweise, Lebensrhythmus, Lebenshaltung und Anschauung zu den in Frage kommenden Zeiten ein typisch alpines Milieu gewesen. Dank seiner besonderen natürlichen Veranlagung kommt es nun aber hier in hohem Maße zu quantitativer und qualitativer Stärkung des kulturell und politisch alpinen Elementes. Die Talschaft fällt in den Bereich einer der ausgedehntesten Massenerhebungen der Schweizeralpen<sup>3</sup>. Das hat die Wärme der Vegetationszeit auf einen für diese Höhe ganz ungewöhnlichen Betrag gehoben<sup>4</sup>, so daß der Anbau von Getreide fast durch das ganze Tal hinauf noch möglich ist und tatsächlich in früheren Zeiten noch in ganz ansehnlichem Maße der eigenen Versorgung der Bevölkerung gedient hat<sup>5</sup>. Die Siedlung war

---

<sup>3</sup> Heinrich Liez, Die Verteilung der mittleren Höhe in der Schweiz, 18. Jahresber. der Geogr. Gesellschaft von Bern, das beigegebene Kärtchen.

<sup>4</sup> Vergl. Alfred de Quervain, Die Hebung der atmosphärischen Isothermen in den Schweizer Alpen in Gerlands Beitr. zur Geophysik, Bd. VI, H. 4, S. 30 ff.

<sup>5</sup> Ulrici Campelli Raetiae alpestris topographica descriptio, herausgegeben von C. J. Kind, Quellen z. Schweizergesch. VII, S. 119. U. a. auch Mohr, Codex diplomaticus, Bd. II, Nr. 121 und 122.



denn auch hier verhältnismäßig dicht. Das Oberengadin mag im 18. Jahrhundert an die zweitausend Einwohner gezählt haben, eine für seine Höhenlage recht große Anzahl<sup>6</sup>. Weiter zurückreichende Schätzungen bestehen keine, aber ohne Zweifel wird die natürliche Vorzugsstellung des Hochtales es schon in frühesten Zeiten unter den alpinen Tälern in dieser Richtung ausgezeichnet haben. Die Bedeutung der Talschaft in kulturgeographischer Hinsicht liegt nun vor allem auch darin, daß diese ihre örtlich starke Bevölkerung dank der Ebenheit und geringen Neigung des Talbodens und der wenig tiefen Zerschneidung der Hänge in reger Verbindung unter sich stehen konnte und Gründung und Bestand einer die Talschaft als Ganzes einnehmenden wirtschaftspolitischen und politischen Einheit gefördert wurde<sup>7</sup>.

Diesem weit vorgeschobenen, starken Posten alpiner Kultur gegenüber steht als Kern eines andern, ihm z. T. sehr wesensfremden Lebens, die tiefliegende Alluvialsohle, welche, von Chiavenna bis Tirano in großem Winkel das Berninamassiv umfassend, alle die Täler und Rinnen aufnimmt, welche die einmal durch die Einbrüche in der Adria-zone außerordentlich belebte Erosion hier in die vorspringende Massenerhebung eingegraben hat. Bis Chiavenna und bis Tirano ist die Wärme und Produktivität des insubrischen Klimas vom Alpensüdrand her eingezogen. Die Wirtschaft dieser Talsohle und des untersten Gehängesaumes ist auf Intensivkultur, voran auf den Weinbau, eingestellt, die Bevölkerung dicht, das Leben von ganz anderer Einteilung, von rascherem Tempo als oben hinter den Bergen.

Bewegung wird hier immer geherrscht haben, hinunter und hinauf, ganz abgesehen von den Völkerstößen, die ja stets in diesen Säumen der Ökumene ihre letzte Auswirkung gefunden haben. Dabei dürfte der Druck des alpinen Elementes der stärkere gewesen sein. Bei den Römern haben ja die Räter ob ihrer fortwährenden Einfälle einen recht

---

<sup>6</sup> Vergl. Andr. v. Sprecher, Geschichte der Republik der Drei Bünde im 18. Jahrhundert, Chur 1873, Bd. II, S. 3.

<sup>7</sup> Diese frühe markgenossenschaftliche Einheit des Oberengadins erhellt aus einer Fülle von urkundlichen Stellen.

üblen Ruf genossen<sup>8</sup>. Was nun aber bei dieser Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende vor der geschichtlichen Zeit in längeren oder kürzeren Zwischenräumen sich fortsetzenden Verschiebung und Durchdringung der Randteile der beidseitigen Bevölkerungen an dieser Scheidungszone jeweils geworden ist, bleibt uns größtenteils unbekannt. Was an Grenzen kultureller und politischer Natur bis in die geschichtliche Zeit hinein noch handgreiflich geblieben ist, ist bei dem Stande unserer Forschung kaum alles. Die kulturellen und natürlichen Faktoren sind bei der Bildung der Grenzen oft verschlungene Wege gegangen. Es können aus den verschiedenen verflommenen Etappen der Kolonisations- und Besiedlungsvergangenheit, aus einstiger ethnischer und rasenmäßiger Schichtung Reste ehemaliger Zusammengehörigkeit bestehen, Grenzen über dem heute so veränderten kulturellen und politischen Bild der Gegend schweben, von denen wir keine Ahnung haben. Auf diesem Felde bleibt der Geographie, der Anthropologie, der Geschichte und der Sprachforschung noch viele gemeinsame Arbeit zu tun.

Indes, mochten die kulturellen Zusammenhänge der Bevölkerung dieser südlichen Nachbartäler mit dem alpinbündnerischen Volkstum so oder anders gewesen sein, so oder so weit über die Wasserscheide des Rhein- und Inngebietes hinausgereicht haben, bestimmend für den Eingriff der Bündner in die Geschichte dieser Talschaften und für die Vortragung der bündnerischen Landesgrenze nach Süden waren jedenfalls wesentlich andere als ethnische und kulturelle Gründe gewesen. Als im frühneuzeitlichen Europa die modernen Großstaaten sich zu begründen begannen, da bestimmte viel weniger ethnische und kulturelle Affinität die Ziehung der Grenzlinien als das staatswirtschaftliche, politische und strategische Interesse. Diesem Zuge der Zeit mußten doch wohl auch die von solchen Staaten umgebenen alpinen Demokratien folgen, wenn sie nicht erdrückt werden wollten.

---

<sup>8</sup> Vergl. J. Heierli und W. Oechsli, Urgeschichte Graubündens, Mitt. d. Ant. Gesellschaft Zürich, 1903, S. 63 ff.

Das Veltlin wurde voran als Weinland und Weinexporteur über die Bündner, besonders über die Engadinerpässe, Chiavenna besonders wegen seiner Stellung als subalpin-in-subrischer Markt und als Schlüssel zur Splügen- und Septimerstraße erobert. Für die militärische Sicherheit Klävens und seiner Straßenkreuzung nun aber hätte die Grenze gegen das Herzogtum Mailand mindestens so weit in die Enge des Comerseetales hineingeschoben werden müssen, daß dieses Eingangsdefilee voll hätte beherrscht werden können. Doch blieb die Eroberung bei Gravedona stehen und vermochte schließlich auch nicht das Fort Fuentes, unmittelbar am Tor ins Veltlin, sich zu sichern. Es war dies im Sinne der gemachten Eroberungen eine unnatürliche, eingestoßene Grenze, und es zeigt sich doch wohl an diesem Zug die Überspannung der Landesgrenzen deutlich, die für die politische und militärische Kraft des kleinen Alpenstaates mit der Expansion eingetreten war.

Größte Gefahr war für diese bündnerischen Lande im Süden erwachsen aus dem Übergang des Herzogtums Mailand in habsburgischen Besitz. Habsburg erstrebte seit dem Tage dieser Erwerbung eine Verbindung seiner tirolischen Lande mit dem gewonnenen Gebiet unter Umgehung der Republik Venedig. Diese Verbindung führte am bequemsten über das Stilfser- oder über das Wormserjoch und durch das Veltlin. Als bald setzte denn auch die aus der Landesgeschichte genugsam bekannte, gelegentlich sehr schikanöse Zoll- und Grenzpolitik dieses mächtigen Nachbarn im Osten und Süden ein. Die Waffen waren recht ungleich. Hätten nicht die Habsburger im französischen Königtum einen ihnen gewachsenen Gegenspieler bekommen, so wäre wohl der Kampf längst vor den Tagen des Wiener Kongresses schon zu ihren Gunsten zu Ende gegangen.

Es ist nun sehr bezeichnend für den Einfluß der Natur auf den Gang dieser Dinge, wo Habsburg zuerst mit Erfolg vorgestoßen hat und die Grenze auf ihre heutige Linie zurückzudrängen vermochte. Es geschah dies im äußersten Südosten, im Vintschgau, einem Gebiet, dessen Einbeziehung in den Staatsverband der Drei Bünde von vorneherein durch

geographische Umstände sehr erschwert sein mußte<sup>9</sup>. Die ganze rechte Talhälfte des Unterengadins liegt im Gebiet der Triasgesteine der ostalpinen Fazies. Produktion und Gangbarkeit leiden unter der großen Verwitterung dieser Gesteine. Zudem ist dieses rechte Talgehänge steil, schattig, schneereich. Das Schwergewicht der Besiedelung und Volkskraft der Talschaft ist sehr einseitig auf die breiten, sonnigen, weit fruchtbareren Gneis- und Bündnerschieferhänge jenseits des Inns verlegt. Das südlich der rechten Talwasserscheide liegende, der Etsch tributäre Gebiet war nur in lockerer Verbindung mit seiner bündnerischen Nachbarschaft und erst recht mit dem wirtschaftlichen und politischen Schwerpunkt des Landes, mit Chur, denn der örtlich einzig namhafte Verkehr nach Nordwesten, derjenige über den Ofenpaß, kam nicht entfernt dem des Splügen und Septimer nahe, und er stand sicherlich auch hinter demjenigen des Bernina zurück.

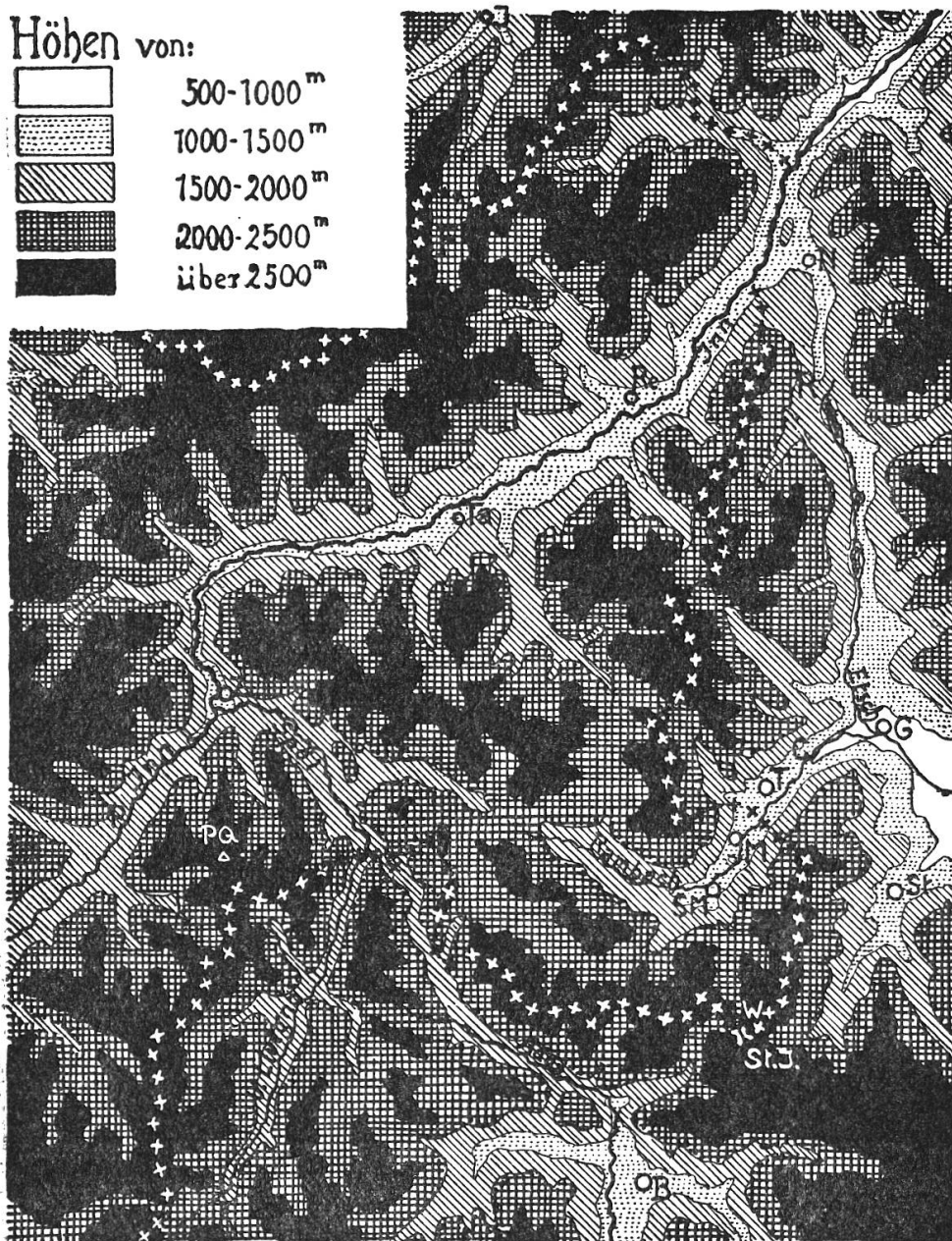
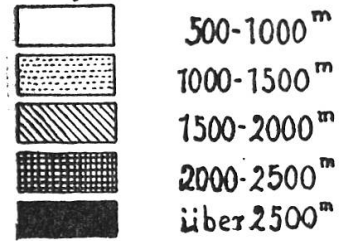
Dagegen war es nun gerade die Verkehrseinstellung dieser Gebiete nach einer ganz andern Richtung, welche den Ausschlag in ihrer wirtschaftlichen und schließlich auch in ihrer politischen Zugehörigkeit geben mußte. Wie unser Kärtchen andeutet, führte durch den Vintschgau über Reschenscheideck der Parallelverkehr zum Brenner aus dem südlichen Etschtal ins Inntal, und schließlich über den niedern Fernpaß nach Süddeutschland. Hier, im obern Vintschgau aber mündet auch die Route aus dem Veltlin über das Stilfser- und das Wormserjoch. Auf dieser ging für die österreichisch-tirolischen Lande der Verkehr von der Inn-diagonale her nach der Lombardei. Zwar machte Habsburg bekanntlich zeitweise energische Versuche, die Innlinie als die gerade Diagonalverbindung durch das Engadin für seine Zwecke dienstbar zu machen. Es erreichte aber hier nicht, was es wollte, den Bau einer leistungsfähigen Straße durch das Unterengadin<sup>10</sup>. So hat es um so mehr Gewicht gelegt

---

<sup>9</sup> Über die Stellung des Vintschgaus im Gotteshausverbande vergl. Wilhelm Plattner: Das Verhältnis des Unterengadins und des Münstertals zur Grafschaft Tirol, 23. Jahresbericht der Hist.-Ant. Gesellschaft Graubündens.

<sup>10</sup> Vergl. hierzu Andr. Sprecher, l. c., Bd. I, S. 517 ff.

Höhen von:



Höheschichtenkarte des östlichen Kantonsteiles.

PQ	= Piz Quatervals	St	= Stilfs
Z	= Zernez	C	= Calven
Ta	= Tarasp	T	= Taufers
Re	= Remüs	M	= Münster
N	= Nauders	SM	= Santa Maria
F	= Fimberalp	W	= Wormserjoch
I	= Ischgl	St. J.	= Stilsferjoch
R	= Reschenscheideck	B	= Bormio
G	= Glurns		

auf die ja keineswegs viel ungünstigere Verbindung über Reschenscheideck und Stilsferz oder auch Wormserjoch. Diese seine Politik, der sicherlich die wirtschaftliche Einstellung der örtlichen Bevölkerung entgegenkam, führte dann zu jener langen Reihe von Zwischenfällen und Unterhandlungen, deren Erfolg die Abtrennung des Gerichtes Untercalven und endlich auch noch die Verschiebung der tirolischen Grenze über die Enge der Calven hinweg auf die heute von ihr eingenommene Linie <sup>11</sup>.

Der weitere Gang der Landesgeschichte in diesen südlichen Gebieten ist bekannt. Der Wiener Kongreß hat dann auch für den Rest der Südost- und Südfront des Kantons die Grenze auf die heutige Linie festgesetzt, soweit sie zugleich die Grenze der Eidgenossenschaft bildet. Sie weicht stark von der Hauptwasserscheide ab, indem sie zwei nach der Schweizerseite auslaufende Talschaften, das Valle di Lei und das Livignotal vom bündnerischen Territorium aus- und die zwei dem Addastromgebiete angehörenden Täler Bergell und Puschlav und das nach der Etsch entwässerte Münster- tal einschließt.

Über die politische Einstellung der letztgenannten drei Talschaften konnte bei dieser Grenzfestsetzung kein Zweifel bestehen, nachdem sie drei Jahrhunderte der Zugehörigkeit zur Republik der Drei Bünde als deren freie Glieder hinter sich hatten. Kulturell freilich und wohl auch anthropologisch weist das Volkstum dieser Talschaften, wenigstens derjenigen des Addagebietes, manchen Zug der Mischung auf zwischen dem alpin-mitteleuropäischen und dem mediterranen Element. Ohne Zweifel aber neigte auch in dieser Beziehung die Bevölkerung hier zu allen Zeiten dank der Affinität im Lebensrhythmus und Wirtschaftsleben und der dabei fortwährend eintretenden Berührung mit demjenigen jenseits der Wasserscheide nach der alpinen Seite. Recht bezeichnend für das Übergewicht des alpinen Einflusses ist denn auch, daß die Grenze sowohl im Bergell als im

---

<sup>11</sup> Vergl. des nähern Wilhelm Plattner, Das Verhältnis des Unterengadins und des Münster- tals zur Grafschaft Tirol, 23. Jahresbericht der Hist.-Ant. Gesellschaft Graubündens.

Puschlav nicht dort liegt, wo der klimatisch alpine Teil der Talsohle abschließt, sondern eine geraume Strecke über diese morphologisch vorgezeichnete Klimagrenze hinunter vorgeschoben ist. Die Grenze des insubrischen Einflusses liegt im Bergell bei der Enge von Promontogno, die Landesgrenze vier Kilometer weiter unten, bei Castasegna. Der klimatisch alpine Abschnitt des Puschlavs endet am Schuttwall unterhalb des Sees von Poschiavo, die politische Grenze der Taltschaft aber schließt noch das insubrisch gefärbte Talstück bis Campocologno ein<sup>12</sup>.

Die West- und die Ostgrenzen des Kantons zu erörtern, kann sich die vorliegende Skizze ersparen, da dort, soweit wenigstens die natürlichen Einflüsse in Frage kommen, keine neuen Momente mehr auftreten.

### Die Grenzen der Talgenossenschaften und Gemeinden.

Diesen Grenzen an und für sich geht diejenige kultur-geographische Dynamik ab, welche den Landesgrenzen eignet. Sie sind a priori lediglich das Resultat der Begegnung des Wirtschaftsraumes eines größeren oder kleineren lokalpolitischen Gemeinwesens mit dem Wirtschaftsraume eines andern seinesgleichen oder mit den Schranken der Natur. Es ist bekannt, daß die Talgenossenschaften im Verlaufe der Bündner Geschichte als Vereinigungen von Dorfschaften oder von zerstreuten Höfen aufgetreten sind, wobei das mehr oder weniger durchblickende Ausgangsstadium die größtmögliche Gemeinsamkeit und territoriale Ungeteiltheit in der Nutzung gewesen ist, wie draußen im Flachland die Markgenossenschaft es war. Im Verlaufe der kulturell und politisch, besonders infolge des allmählichen Bevölkerungszuwachses differenzierenden Zeit zerfielen dann aber bekanntlich diese talgenossenschaftlichen Einheiten immer mehr in wirtschaftlich und politisch-territorial stark selbständige Individuen, die späteren Gemeinden.

<sup>12</sup> Vergl. hierzu J. Maurer, R. Billwiller und C. Heß, Das Klima der Schweiz, Frauenfeld 1909, Bd. I, S. 243 f.

Es kann im Rahmen unserer Ausführungen mehr nicht unternommen werden, als an ein paar einzelnen Fällen darzutun, in welcher Weise Natur und Mensch bei der Grenzgebung solcher Talgenossenschaften und ihrer Partikel, der Gemeinden, beteiligt gewesen sind. In der oben zitierten Arbeit des Verfassers ist (S. 159 ff., u. a. 155 f.) eingehender auf einen solchen Fall hingewiesen. Die Gemeinden Igis, Zizers und Trimmis, als Teil des Hochgerichtes Vier Dörfer, haben ihren Wirtschaftsbereich aus dem Rheintal über die östliche Wasserscheide desselben hinaus, tief in das Einzugsgebiet der Lanquart hinein vorgeschoben. Die Wasserscheide hat hier nur da trennend gewirkt, wo ihr — zwischen der Lanquartklus und dem Cyprianspitz — ein wirklicher Grenzsaum, felsiges, zumeist wandsteiles, völlig unwegsames Gehänge gegen das Rheintal vorgelagert ist. Wo sie gangbar für den Viehverkehr ist, wird sie von der Grenze überschritten. Die Ursächlichkeit dieser Erscheinung indes reicht über diesen einen lokalen Naturfaktor hinaus. Es ist kein Zweifel, daß die Besiedlung im Rheintal beizeiten ein weit beträchtlicheres Maß erreichte als im Prätigau. Im Prätigau sodann bestand zu den Zeiten der mittelalterlichen Kolonisation sicherlich noch eine stärkere kulturgeographische Gegensätzlichkeit zwischen den beiden Talgehängen, als wir sie heute hier beobachten. Die nördliche Talflanke, die Sonnenseite, war weit dichter besiedelt, hier lag die überwiegende Mehrzahl der Dörfer des Tales. Die südliche Talseite war, wie Urkunden und Flurnamen belegen, noch stark bewaldet. Die südlichen Seitentäler waren vielleicht in den unteren Lagen kolonisiert, tiefer hinein in diese Täler jedoch hatte nur eine schwache Expansion stattgefunden. So konnten die früher entwickelten, stärkeren Gemeinwesen des Rheintals über den morphologischen Rahmen ihres Tales, die Wasserscheide, hinweg in das Stromgebiet der Lanquart bis hinüber nach der Alp Pavig ausgreifen.

Aus einer solchen Ungleichheit im Kolonisationsvorgang erklärt sich auch das Übergreifen der Grenze der Gemeinden Remüs und Sent ins Fimbertal (vergl. das beigegebene Höheschichtenkärtchen). Diese beiden Gemein-



den, als Teil der Talgenossenschaft des Unterengadins<sup>13</sup>, waren gegenüber den Leuten auf der tirolischen Seite weit besser gestellt. Ihre Wirtschaftsbasis lag am geschützten, breit gegen die Sonne offenen Südhang der Silvretta, im bevölkerten Haupttal des Inn. Die Bewirtschaftung und Besiedelung der Gegenseite ging aus vom obern Paznaun, das mit dem Montavon über das Zeinisjoch in spärlichem, mit dem Inntal, zufolge der Talverengung unterhalb Ischgl, in eher noch unbedeutenderem Verkehr stand. Mit der Produktivität und Bevölkerungsdichte des Engadins konnte sich dieses hoch und einsam gelegene Tal nicht vergleichen. Die Kolonisation von Ischgl aus gegen die Fimberalp mußte nun aber gegenüber dem Vorstoß von der Engadiner Seite aus noch um so schwächer sein, als das Fimbertal sehr ungünstig zur Insolation liegt, indem es NNO streicht, also keinen der Mittagssonne exponierten Hang aufweist und zudem zum großen Teil von hohen, steilen Bergzügen begleitet ist. Und schließlich wird von entscheidender Bedeutung auch der Umstand gewesen sein, daß, zufolge der in dieser Gegend auf 2100 m befindlichen klimatischen Waldgrenze<sup>14</sup>, der Wald zur Zeit, da die Kolonisation einsetzte, von Ischgl noch zehn Kilometer taleinwärts, gerade bis an die Stelle der heutigen Bündner Grenze sich zog, während von den sicherlich früher in Bewirtschaftung genommenen Engadiner Alpen im Val Sinestra die Fimberalp über Gebiet oberhalb der Waldgrenze bequem erreicht werden konnte.

Besonders interessante Verhältnisse liegen vor im Avers. Das Hochtälchen wird durch die gegeneinander vorspringenden Ausläufer des Pizzo d'Emet einer- und des Piz Grisch andererseits und durch die hier tief eingeschnittenen Schluchten des Averser Rheins, des Reno di Lei und des Starlerabachs kulturgeographisch vom Ferreratal, dem nächsten talabwärts gelegenen Talabschnitte, scharf geschieden. Die kulturellen und politischen Beziehungen der Talschaft sind nach Ferrera

---

<sup>13</sup> Über das urkundliche Auftreten des Unterengadins als Talgenossenschaft vergl. Otto Stolz, Beiträge zur Geschichte des Unterengadin aus Tiroler Archiven, 53. Jahresbericht der Hist.-Ant. Gesellschaft Grbd.

<sup>14</sup> Nach Richard Marek, Waldgrenzstudien in den österreichischen Alpen, Petermanns Mitt., Ergänzungsh. 168, S. 25.

hinunter weit schwächer gewesen als über die Wasserscheide im Süden und Südosten, nach dem Bergell einerseits und nach dem Oberhalbstein andererseits. Das Avers war im spätern Mittelalter von der Grafschaft Schams getrennt<sup>15</sup> und Vogtei der Herren von Marmorera im Oberhalbstein<sup>16</sup>, das Hospiz auf dem Septimer war hier begütert<sup>17</sup>, und wohl seit frühen Zeiten waren die Bergeller hier hinauf von dem einzig nutzbaren, nördlichen Hange ihres Tales über die Wasserscheide herüber vorgedrungen<sup>18</sup>. Wenn so hier, in den Talhintergründen, die Gangbarkeit der Wasserscheide ein starkes Übergreifen des Wirtschaftsbereiches der jenseitigen Talgenoßsame und damit den Vorstoß der Gemeindegrenze von Soglio tief ins Madrisertal hinunter zur Folge hatte, so ist andererseits, am Ausgange des Tals, die Verschluchtung und die Verengung und Abdrängung des Siedlungs- und Wirtschaftsraumes darin zum Ausdruck gekommen, daß weder vom Avers her noch von Ferrera aus das Valle di Lei bezogen worden ist, sondern von der wirtschaftlich ohnehin stärkeren Klävner Seite, so daß jene auffallende, auf die Schweizer Seite hinunter vorspringende Spitze der italienischen Grenze zustande gekommen ist.

Unter ganz ähnlichen natürlichen Umständen ist es zur Zweiteilung des Spöltales und damit zur Ausscheidung der oberen Hälfte desselben, des Livignotales, aus dem schweizerischen Territorium gekommen. Das Spöltal ist zwischen Zernez und der Landesgrenze stark eingeengt und verschluchtet, und zwischen der in die kristallinen Schiefer eingebetteten Mulde des Livignotales und dem Oberengadin werden durch die zerrissene, schutterfüllte, wüste Dolomitanlandschaft des Piz del Diavel und Piz Quatervals die Gangbarkeit und die wirtschaftlichen Nachbarschaftsbeziehungen jedenfalls in ungleich höherem Maße erschwert, als dies

<sup>15</sup> Vergl. P. C. v. Planta, Die currätischen Herrschaften in der Feudalzeit, Bern 1881, S. 370.

<sup>16</sup> Vergl. J. C. Muoth, Zwei sog. Ämterbücher des Bistums Chur, 27. Jahresbericht der Hist.-Ant. Gesellschaft Graubündens, S. 109.

<sup>17</sup> Vergl. Fritz Jecklin, Urbar des Hospizes St Peter auf dem Septimer, 44. Jahresbericht der Hist.-Ant. Gesellschaft Grbd.

<sup>18</sup> Hierzu z. B. Urkunde von 1372 in Mohr, Codex diplomaticus III. Bd., Nr. 167.

gegen Süden, nach dem Becken von Bormio hinüber der Fall ist (vergl. Höheschichtenkärtchen).

Eine ganze Anzahl von Talabschnitten, an deren Raum mehr oder weniger kongruent die Grenzen talgenossenschaftlicher Einheiten sich anlehnen, trägt den Namen nach solchen Talengen oder Gefällsabbrüchen. Wo der der ausgeglicheneren Formenwelt einer früheren Erosionsepoche der Alpen angehörende Talrest des Oberhalbsteiner Rheinoberslaufs von der neueinsetzenden Erosion der untern Albula angerissen wird, befindet sich ein solcher Talabbruch, der Crap Sees oder schlechtweg der Stein genannt. Die oberhalb desselben liegende Talschaft heißt das Oberhalbstein. Das Prätigau ist durch die tiefe, ungemein enge Lanquartklus bei Felsenbach scharf von der davor liegenden Rheintallandschaft geschieden. Hier sperrte das Schloß Fragstein, ein klassisches Beispiel einer mittelalterlichen Talengenfortifikation, jeglichen Ein- und Ausgang ab. Die Leute draußen sind die „für'm Schloß“, vor dem Schloß wohnenden oder die „Fürschlösser“<sup>19</sup>. Tatsächlich ist ja auch das Prätigauer Völklein kulturell und politisch zum Teil ganz andere Wege gegangen als die Bevölkerung vor der Klus. Der riesige Bergsturz von Flims mußte natürlich von stark trennender Kraft sein. Seine unruhige, nach Bodenbeschaffenheit und Wasserverhältnissen wenig wirtschaftliche, von ungeheuren Tobeln zerrissene Oberfläche ist kulturarm geblieben, der Wald hat hier breit das Feld behauptet. Ob dem Wald und nid dem Wald herrscht nicht dieselbe Sprache, nicht dieselbe Konfession, und die Talschaften im „Surselvischen“ haben eine in manchen Zügen andere politische Geschichte als die „Sottselvischen“ der Herrschaft Rhäzüns. Unterhalb von Scansfs beginnt die tiefe Schlucht des Inn, welche die morphologische Trennung des Ober- vom Unterengadin bildet. Die Schlucht des Hauptflusses hat auch die Mündung der Nebenflüsse in die Tiefe gerissen. Über eine dieser tiefen Mündungsschluchten, die des Baches ob Brail, führt die „hohe Brücke“, Punt ota, und danach wird, was oberhalb liegt, Ob Puntota, das Unterengadin auch Unter Puntota genannt.

<sup>19</sup> Anton Mooser, Fragstein, Bündn. Monatsbl. 1916, S. 12.

Wenig Neues, bei all der außerordentlichen Fülle von Einzelsituationen, bringt für unsere Betrachtung die *Gemeindegrenze*. Die Gemeinde als Partikel der Talgenossenschaft stellt sich nicht wesentlich anders ein zu der sie umgebenden Natur. Sie stößt in zahlreichen Fällen als Wirtschaftsraum wie jene, aus dem Talgrund beiderseits zur Talwasserscheide ansteigend, an den mehr oder minder absolut wirkenden Grenzsaum an, der dieser Wasserscheide entlang zieht. Überschreitungen der Wasserscheide an günstigen Stellen erfolgen nach derjenigen Gesetzmäßigkeit, die wir schon bei den Talgenossenschaftsgrenzen kennen gelernt haben. Öfter als für die Talgenossenschaft tritt für die Gemeinde, entsprechend ihrem kleineren Raum, die scheidende Wirkung des Haupttalflusses auf. Längere Talstrecken mit tief eingeschnittenem, schluchtartigem Talweg, so das Schanfigg, das mittlere Lugnez, das untere Albulatal weisen in der Regel Trennung in links- und rechtsseitige Talgemeinden auf. Ebenso scheidend macht natürlich Flußverwilderung im Haupttale sich geltend, so im ganzen Rheintal unterhalb von Thusis und im Prätigau. Gelegentlich treten hierbei recht hübsche individuelle Landschaftszüge auf. Einige solche Fälle mögen ganz kurz gestreift werden. Alle Gemeinden unterhalb und gleich wieder die Gemeinde Zernez oberhalb der Gemeinden Tarasp und Schuls reichen über den Inn hinweg bis zur jenseitigen Talwasserscheide hinauf. In Tarasp, der einzigen für eine Dorfschaft als Stützpunkt dienlichen Terrasse, die auf dieser Seite des Inns sich findet, hat denn auch eine selbständige und gegen die linke Talseite durch den Inn abgegrenzte Gemeinde sich ausgebildet. Eine sehr anziehende Folge von Beispielen der großen Mannigfaltigkeit in der Auswirkung der Talgrundnatur, aber auch der Mitwirkung der verschiedenartigsten Begleiterscheinungen bei der Grenzgebung bietet das Vorderrheintal. Von Disentis bis Schlans besitzt der Talweg und der Rhein als Wasser keine trennende Kraft und die beiden Hänge nicht die Fähigkeit zur Ausbildung von politisch für sich lebensfähigen Gemeinwesen. Die Gemeindeterritorien ziehen von Talwasserscheide zu Talwasserscheide über den Fluß hinweg. Von Schlans an verbreitert sich ein alter Talboden von rund 1300

bis 1200 m ü. M., und der heutige Rhein hat sich mitten darein kräftig eingetieft, so daß beiderseits steil zum Fluß abfallende Terrassen zustande gekommen sind. Auf der rechten Seite nun ist der Abbruch der Terrassenlandschaft auf eine Strecke von zehn Kilometern von ganz ungewöhnlicher Schärfe, und hier, dieser Terrassenkante entlang, zieht denn auch die Grenze der Gemeinden Obersaxen und Flond. Der lediglich für Wald taugliche und auch zur Stunde noch durchweg mit Wald bestandene, aller Kultivierung feindliche, schattige Terrassenabhang, und nicht der Rhein, hat hier den Grenzzaum und die Grenze gegen die linksrheinischen Gemeinden gebildet. In der Gruob, jener im ehemaligen Stausee des Flimser Bergsturzes entstandenen, weiten Aufschüttungsfläche haben Rhein und Glenner, jedenfalls vor den Zeiten einer regelrechten Korrektur, gelegentlich einen breiten Streifen Landes überschwemmt. Diese Überschwemmungszone hat die Wirtschaftsbereiche der beiden Hänge zu trennen vermocht und wurde zwischen ihnen die Grenze. Unterhalb der Gruob folgen die Schluchten des Rheins durch das Bergsturzesgebiet von Flims. Rhein und Schluchten zusammen sind der Grenzzaum, das kolonisationsfeindliche Band. Der Rhein, etwa die Mitte desselben bedeutend, vielerorten nie betreten, ist wie der scheidende Grat über zwei wandsteilen Hängen, fast konventionell, die Grenzlinie geworden.

Da häufig die natürlichen Widerstände bei der Ausdehnung des Gemeindegewirtschaftsraumes in der Richtung des Talverlaufes am geringsten waren, so begegnen nach dieser Seite nicht selten recht bezeichnende Auswirkungen der Relativität gewisser natürlicher Züge gegenüber der Kraft kultureller Faktoren, wie etwa des Verhältnisses der kolonisationsfähigen Kräfte zweier aneinanderstoßender Gemeinden, so daß gelegentlich natürliche Hemmnisse überwunden und die Grenze jenseits derselben höchst konventionell verläuft. Fälle solcher Art scheinen mir besonders im Vorderrheintal und im Prätigau ziemlich zahlreich vorzuliegen.